

Der Rausholer von Max Claro

Prolog

Nichts könnte mich heute, im Zeitalter von Julian Paul Assange und Edward Joseph Snowden, zwei Männern, deren Aktivitäten vielen namenlosen Agenten das Leben gekostet und noch mehr hinter Gitter gebracht haben, dazu bewegen, wieder in die Welt der Geheimdienste einzusteigen. Dennoch: Ich bereue nichts und würde alles genauso wieder tun.

Alles, was ich getan habe, war mit meinem Gewissen zu vereinbaren. Bis heute quält mich zuweilen die Ungewissheit, ob nicht möglicherweise in der Folge oder Folgenfolge meines Handelns Menschen zu Schaden kamen. Aber, soweit man überhaupt Menschenleben gegen Menschenleben aufrechnen kann, eines ist sicher: Ich habe um ein Vielfaches mehr Menschen, deren Leben in höchster Gefahr war, in Sicherheit gebracht als Leben gefährdet oder vernichtet.

Dieser Roman spielt zwischen 1971 und 1979 und beruht auf wahren Begebenheiten.

Im Vietnamkrieg, einem Stellvertreterkrieg zwischen den Supermächten USA, Russland und China, verloren Millionen Menschen das Leben. Er endete 1975 mit dem Sieg der kommunistischen Vietcong.

Mohammed Zahir Schah führte bis 1973 fast 40 Jahre lang friedfertig das Königreich Afghanistan. Schah Mohammad Reza Pahlavi regierte autokratisch Persien, bis er im Januar 1979 vom Volk verjagt wurde. Ajatollah Ruhollah Chomeini installierte im Februar 1979 ein Mullah-Regime und rief am 1. April 1979 die Islamische Republik Iran aus. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Siemens-Tochter Kraftwerk Union AG in Buschehr am Persischen Golf ein Atomkraftwerk errichtet, dessen Block 1 zu 85 Prozent und Block 2 zu 50 Prozent fertiggestellt waren.

Damals war vieles anders als heute, manches einfacher, manches schwieriger. Es war üblich und legal, dass Konzerne ausländische Politiker

bestachen und die Bestechungsgelder von der Steuer absetzten. Man durfte noch Flüssigkeiten, Scheren und Messer mit ins Flugzeug nehmen und auf Flügen rauchen. Das digitale Zeitalter lag in weiter Ferne. Es gab weder Internet noch E-Mails noch Handys, Smartphones, Apps, GPS oder DNA-Analysen. Die Videoüberwachung von Bahnhöfen, Flughäfen, Grenzübergängen, öffentlichen Plätzen und Wohnräumen war technisch ebenso wenig möglich wie ein weltweit vernetzter Datenaustausch. In Kameras musste man Filme einlegen und die beliebteste Spionagekamera war die Minox C, ein Meisterwerk deutscher Ingenieurskunst. Es war ein Leichtes, Pässe zu fälschen, Passfotos auszutauschen und mit einem selbst geschnitzten Gummistempel das Amtssiegel echt aussehen zu lassen. In den meisten Ländern der Erde, einschließlich Deutschlands, wurde dem Angerufenen nie die Telefonnummer des Anrufers angezeigt und aus jeder Telefonzelle konnte man anonym telefonieren. Telefonate waren mittels ausgetauschter Sprechkapsel, Induktionsspule oder angezapfter Leitung leicht abzuhören. Kraftfahrzeuge aller Hersteller und Größen ließen sich mit einfachen Mitteln reparieren, manipulieren und knacken. Türschlösser waren mit einem Dietrich, Sicherheitsschlösser mit zwei Heftklammern oder Haarnadeln zu öffnen. Die gefürchtetste Alarmanlage war ein Hund.

Zwischen den Westmächten unter der Führung der USA und dem Ostblock, angeführt von der Sowjetunion, herrschte der Kalte Krieg. Der Eiserne Vorhang teilte Deutschland und spaltete die Sowjetunion, Polen, die damalige Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien und Bulgarien vom Westen ab. Bürger der Westmächte durften in den Ostblock, aber Bürger des Ostblocks nicht in den Westen reisen. Die Grenzen waren scharf gesichert und schienen schier unüberwindlich. Dennoch gelang Tausenden aus politischen, privaten und wirtschaftlichen Gründen die Flucht in den Westen. Fluchthilfe war ein lukratives Geschäft. Geheimdienste beteiligten sich daran vor allem dann, wenn sie der Gegenseite strategisches oder wissenschaftliches Know-how entziehen konnten, zum Beispiel durch den Seitenwechsel eines hochdekorierten Generals oder eines genialen Atomwissenschaftlers in das eigene Lager, oder wenn das Leben eigener, im Feindesland operierender Agenten in Gefahr war. Heute sind die Grenzen offen. Ein Virus konnte sich daher schnell weltweit ausbreiten und hat im ersten Jahr der Pandemie um ein Vielfaches mehr Menschenleben gefordert als der Eiserne Vorhang in den Jahrzehnten seines Bestehens.

Mutterliebe

Es war nicht einfach gewesen, mit dem stumpfen Blechmesser, das ich zwei Tage zuvor auf dem Pan American Airlines Flug Nr. 3748 von Los Angeles nach München-Riem aus dem Bordverpflegungsset mitgenommen hatte, Rosen im Stadtpark zu schneiden, die unteren Drittel der Stile zu entdornen und den Strauß ikebanamäßig mit Gräsern aufzuhübschen. Aber ein besonderer Anlass erfordert eben besondere Anstrengungen. Ob es verboten war? Es gab jedenfalls kein Schild mit der Aufschrift »Rosen schneiden verboten« in der Grünanlage am Münchner Böhmerwaldplatz. Und was nicht verboten war, musste erlaubt sein.

Ich wunderte mich, welche Gedanken mir plötzlich durch den Kopf gingen, denn in den letzten Monaten hatte mich nichts weniger geschert als die Frage, was verboten und was erlaubt war. Und dabei ging es noch um viel mehr als um ein paar rote Rosen!

Nun stand ich also vor dem schicksalhaften Haus in der Brahmsstraße im Stadtteil Bogenhausen, in dem ich aufgewachsen war. Es war ein sonniger Augusttag im Jahr 1972. Ich atmete tief durch und zögerte, den Klingelknopf am Hauseingang zu drücken. Da sprang plötzlich die Eingangstür auf und eine etwas untersetzte Dame mit kugelrundem Kopf und hellwachen Augen bat mich herein. Frau Angermeier aus der Hausmeisterwohnung im Erdgeschoss links bäugte mich neugierig und sagte:

»Mensch, Michael! Lange nicht mehr gesehen! Mit den kurzen Haaren hätte ich dich fast nicht erkannt. Wie läuft's denn mit dem Medizinstudium in Hamburg?«

»Bestens!«, log ich, machte mich, etwas irritiert, auf den Weg in den ersten Stock und klingelte am Türschild »Müller«.

Eine unscheinbare Frau von schlanker Gestalt mit brünetten Locken und kantigem Gesicht öffnete. Wie oft hatte ich mir diesen Moment des Wiedersehens und der Aussöhnung in den schillerndsten Farben ausgemalt? Meine Mutter würde sich über die Rückkehr des verlorenen Sohnes freuen und ich würde ihr alles verzeihen, was sie mir je angetan hatte.

Ich breitete die Arme aus, um die Frau, die mir vor 20 Jahren das Leben geschenkt hatte, herzlich zu umarmen und ganz fest zu drücken. Aber meine Mutter nahm die Rosen, wich ein paar Schritte zurück und deponierte den Strauß in der Küchenspüle, gleich neben der Diele. Dann warf sie mir mit versteinerner Miene und den Worten »Hier ist die Post, die für dich gekommen

ist« vier Briefe vor die Füße. Ich schloss hinter mir die Wohnungstüre.

Wenn ich in der Lage gewesen wäre, Tränen zu vergießen, dann wäre das jetzt der Moment dafür gewesen. Aber Weinen wurde mir von klein auf aberzogen. Schon im Kleinkindalter brüllte mich meine Mutter an, wenn ich wagte zu weinen, hielt mir Mund und Nase zu, bis mir schwarz vor Augen wurde. Manchmal schlug sie, wenn Tränen über meine Wangen kullerten, so kräftig mit der flachen Hand in mein Gesicht, dass Blut aus meiner Nase schoss. So lernte ich, Tränen zu vermeiden und Gefühle, die Anlass zum Heulen gegeben hätten, mit aller Gewalt zu verdrängen – bis ich schließlich nicht mehr weinen konnte. Das ist so geblieben bis zum heutigen Tag.

Nachdem ich mich etwas gefasst hatte, fragte ich leise:

»Wie kommt denn Frau Angermeier auf die Idee, ich würde in Hamburg Medizin studieren?«

»Das musste ich ihr und den Nachbarn erzählen, weil ich die Schande anders nicht ertragen konnte!«, zischte meine Mutter.

»Welche Schande?«, fragte ich unschuldig, obwohl ich mir denken konnte, welche Tirade nun folgen würde.

»Das fragst du noch? Du, der Sohn einer Oberlehrerin und Enkel eines Oberregierungsrats, schmeißt kurz vor dem Abi einfach hin!«

Das Blut meiner Mutter geriet nun richtig in Wallung, ihre Gesichtszüge mutierten zu einer Teufelsfratze, sie holte ganz tief Luft und brüllte aus Leibeskräften:

»Ver-sa-ger! Voll-i-di-ot! Weich-ei! Tau-ge-nichts! Schma-rot-zer! Durch-fal-ler! Schul-ab-bre-cher!«

Nach einem tiefen Atemzug brachte sie noch den Satz heraus, den ich ebenfalls schon hunderte Male von ihr gehört hatte:

»Du bist nicht so viel wert, wie Dreck unter meine Fingernägel geht!«

Ich bückte mich und hob die Briefe auf, die sie mir vor die Füße geworfen hatte, während sie nachsetzte:

»Verlass' meine Wohnung! Hau' ab! Geh! Du gottverdammter Hurensohn!«

»Aber Mutti, das würde ja heißen ...«, entfuhr es mir spontan.

»Du weißt genau, wie das gemeint ist! Raus mit dir! Sofort! Lass dich hier bloß nicht mehr blicken!«

Ihre Demütigungen glichen aufs Wort genau denen, mit denen sie mich vor 15 Monaten vor die Tür gesetzt hatte. Als Kind und Teenager hatte ich die seelischen und körperlichen Misshandlungen der kurz nach meiner Geburt geschiedenen Frau Oberlehrerin über mich ergehen lassen. Bis zum Zeitpunkt meines verpatzten Abis. Da war ich einfach gegangen. Genauso wie jetzt.

Ich machte mich auf den Weg zu Boris, einem alten Schulkameraden, bei dem ich für ein paar Tage Unterschlupf gefunden hatte, und steckte die Briefe in die

Gesäßtasche meiner Jeans, nicht ohne vorher einen Blick auf die Absender zu werfen: Drei Briefe stammten von einem Kreiswehersatzamt und ein blauer Luftpostbrief mit schrägen, grün und rot wechselnden Streifen am Rand des Umschlags kam aus dem fernen Teheran.

Uncle Sam wants you

15 Monate zuvor

Es war ein aufregendes und im wahrsten Sinne des Wortes erhebendes Gefühl, als ich ein paar Wochen vor meinem 19. Geburtstag aus dem Fenster des nagelneuen Jumbo-Jets, einer Boeing 747 der Pan American Airlines, blickte und erstmals die Welt aus der Vogelperspektive sah: Wälder, Wiesen, Kirchtürme, Friedhöfe, Häuser, Straßen und bunte Fahrzeuge, kleiner als Spielzeugautos. Nachdem wir die Welt unter uns gelassen hatten, Raucher- und Ansnallzeichen erloschen waren, bestellte ich mir ein Glas Bourbon Whiskey. Niemand kam auf die Idee, von einem langhaarigen Hippie mit Vollbart einen Altersnachweis zu verlangen. Auch die Passkontrolle vor dem Einstieg war mehr als lax gewesen. Wahrscheinlich hätte ich auch mit meinem Schülerschein reisen können.

Ich steckte mir eine Zigarette an, ließ die letzten Monate Revue passieren und träumte von meiner goldenen Zukunft. Nach dem Rauswurf bei meiner Mutter kannte ich nur ein Ziel: Amerika! Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten! Das Land von Elvis und den Beach Boys! Zuvor musste jedoch das Ticket verdient werden. Der Vater eines Schulfreunds besaß die Wäscherei Würth in der Wagenbauerstraße und stellte mich bei wöchentlicher Auszahlung als »Mädchen für alles« ein. Ich sortierte Kleiderbügel und Wäsche jeglicher Art, räumte die Waschmaschinen ein und aus, dampfte Blusen auf und bügelte Hemden, so lange, bis ich die 630 DM für den Flug und 200 DM Taschengeld beisammenhatte.

Das Gefühl, in diesem Riesenvogel hoch über den Wolken von Kontinent zu Kontinent zu schweben, war atemberaubend. Im Landeanflug konnte man aus dem Fenster die Freiheitsstatue sehen, das Symbol für das gelobte Land.

»New York, New York – if you can make it there, you can make it anywhere!«

Hier konnte es jeder vom Tellerwäscher zum Millionär bringen. Wenn das nicht wenigstens einen Versuch wert war!

Knapp zwei Stunden nach der Landung überwältigte mich der Big Apple. Ich irrte vom Times Square zum Empire State Building, hoch zum Rockefeller Center, zurück zum Times Square, den Broadway hoch, die 54th Street gen Osten und dann die 7th Avenue nach Norden bis zum Central Park. In einer der zahlreichen Wechselstuben am Broadway ließ ich mir, nach intensivem Vergleich, für meine sauer verdienten 200 DM satte 57 US\$ und 25 Cent auszahlen.

Die Menschen hier waren anders als die Deutschen. Freundlicher, gesprächiger und vor allem: kontaktfreudiger! Viele, die ich noch nie in meinem Leben gesehen hatte, fragten mich auf offener Straße, beim Anstehen an der Wechselstube oder mitten auf dem Times Square einfach mal so, wie mein Tag heute war, wie es mir ginge, wo ich herkäme und wo ich hinwolle.

Die Sonne neigte sich dem Horizont zu, als ich auf einer Parkbank im Central Park langsam müde wurde und sich Hendrix zu mir gesellte. Hendrix, der aussah wie Bob Marley, bot mir einen Joint an und gab mir ein paar Tipps für den Großstadtdschungel, den ich – davon war er felsenfest überzeugt – ohne ihn nicht lange überleben würde. Er meinte, er sei nun mein Bruder, ich könne ihm alles erzählen und er würde mich die nächsten Tage unter seinen persönlichen Schutz stellen. Es klang, als würde der Pate von Upper Manhattan seine schützende Hand über mich halten. Ein zutiefst beruhigendes Gefühl!

Hendrix riet mir, mein Bargeld zu verteilen, 20 US\$ in jeden meiner Schuhe, das sei das sicherste aller Verstecke, und den Rest in die rechte und linke Jeanstasche. Dann zeigte er mir den sichersten aller Schlafplätze im Central Park, mit »eingebauter Alarmanlage«. Die bestünde darin, dass Vögel auf dem Busch nisteten und ein Riesengeschrei veranstalten würden, wenn sich nachts jemand näherte. Mann, war ich froh, dass ich Hendrix kennengelernt hatte, einen Vollprofi, der mit allen Wassern gewaschen war und sich richtig gut auskannte!

Am nächsten Morgen waren meine Schuhe verschwunden. Samt Geld natürlich. Dafür prangten zwei große Kleckse Vogelscheiße auf meiner Jeansjacke. Glücklicherweise gab es genug Wasserstellen im Park, um die Jacke zu reinigen und sich ein wenig frisch zu machen.

Ich beschloss, mich in der Gastronomie zu bewerben, genauer gesagt als Tellerwäscher – der Vorstufe zum Millionär – und als Küchenhilfe. Zwei lange Tage bot ich meine Arbeitskraft in wirklich jedem Restaurant zwischen East Harlem und East Village für lumpige zwei US\$ pro Stunde an. Leider ohne Erfolg. Ob es an meiner etwas heruntergekommenen Erscheinung lag? Oder daran, dass die überwältigende schwarze Konkurrenz vielleicht für noch weniger Geld arbeitete?

Am Times Square lernte ich Jimmy kennen, einen großen, athletischen Typ aus Texas, der mich spontan auf ein Bier einlud und mir in seinem eigenwilligen, aber sympathisch klingenden Südstaatenslang erzählte, wie toll es in seinem Dorf zugeht: Rinder, Cowboys, Wildwest-Romantik pur. Da müsse ich unbedingt hin! Nach dem Bier meinte er, ich solle kurz warten, er müsse nur schnell Geld besorgen. Dann ging er etwa 15 Meter weiter zur Ecke W 46th Street und sprach mit einer Nutte, die ihm etwas zusteckte. Es gab eine kurze Auseinandersetzung. Plötzlich riss er die Frau zu Boden, packte ihren Kopf mit

beiden Händen und schlug ihn so lange auf die Bordsteinkarte, bis sie sich nicht mehr rührte. Ich schloss aus der Situation, dass er ihr Zuhälter war und sie zu wenig verdient hatte. Ein Polizist, der noch näher dran war als ich, hatte die Szene beobachtet, die Straßenseite gewechselt und war seelenruhig davonspaziert, als wäre nichts geschehen. Mir wurde schlecht. Aber was sollte ich tun? Gegen Jimmy antreten, der mir körperlich weit überlegen war? Ohne Ahnung Erste Hilfe bei einer Schwerstverletzten, möglicherweise sogar frisch Ermordeten leisten?

Plötzlich wollte ich raus aus dieser kranken Stadt, nur noch weg hier! Die Port Authority Busstation war knappe zehn Gehminuten entfernt. Wie weit würde ich mit meinen verbliebenen 6,45 US\$ kommen? Nach San Francisco, Los Angeles oder Chicago?

© HELLER VERLAG